

Erzieher : wie sie nicht sein sollten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erzieher — wie sie nicht sein sollten

II.

Wir haben unlängst versucht, einen ersten Erziehertypus zu zeichnen — den Schreier, und haben ihn gleichzeitig etwas geißelt — oder sagen wir gut berndeutsch: „am Seil abegla“. Es war uns dabei aber bitter ernst; denn solche Erzieher gibt es noch mehr als genug und sie sind doch eigentlich recht wenig erfreuliche — ja oft sogar widerwärtige Erscheinungen.

Noch schlimmer aber als der Schreier wirkt auf das Kind eine andere Sorte von Erziehern: Die Spötter. Schlimmer vor allem deswegen, weil sie meist nach außen hin dem Wolfe im Schafspelz gleichen.

Unlängst, es war bei Anlaß der Beerdigung eines Lehrers auf dem Lande, sagte mir ein schon älterer Mann aus dem Bauernstande: „Auch ich war noch Schüler von Herrn E. und ich erkläre gerne, daß er ein guter Lehrer war, bei dem wir sehr viel gelernt haben. Er hatte nur eine schlechte Gewohnheit: sein beständiger Spott. Wenn ein Schüler irgend etwas nicht wußte oder konnte, erhielt er keine Strafe, keine Strafaufgaben, keinen Arrest und die Körperstrafe hat Herr E. nie angewendet. Dafür aber verspottete er Buben und Mädchen bei jeder sich bietenden Gelegenheit und diesen Hohn fürchteten wir mehr, als wenn er noch so strenge Strafen zur Anwendung gebracht hätte. So dankbar ich ihm bin für all das, was ich bei ihm gelernt habe, seine Spottsucht habe ich ihm nie vergessen und — nie verziehen.“

Wenn wir Umschau zu halten vermöchten in den Schulstuben unseres Landes, fänden wir noch viele kleine und große Spötter. Denn Hohn und Spott sind gute Waffen, scharf und wirkungsvoll. Aber sie treffen stets tief und zwar fast immer ins Herz. Kein Kind verträgt Spott; er macht es bei seinen Mitschülern lächerlich und es ist gegen ihn wehrlos. Und wenn der Lehrer bei der Rückgabe von forrigierten Aufsätzen, beim Arbeiten an der Wandtafel, beim Singen oder Turnen den Kindern unterlaufende Fehler mit spöttischen oder höhnischen Bemerkungen bedenkt, dann feimt in vielen Kinderseelen heimlich der Gedanke, ihm den Spott einmal bei sich bietender Gelegenheit zurückzahlen zu können.

Jetzt wird man einwenden, daß in der Schule doch oft über eine ungeschickte Antwort gelacht werde, und daß dies gar nicht so schlimm sei. Gewiß darf man das eine oder andere Mal über einen besonders drolligen Auspruch eines Schulkindes herzlich lachen. Aber eben herzlich und nicht spöttisch, hämisch oder gar schadenfreudig. Es liegt ein großer Unterschied darin, ob bei diesem Lachen noch ein Nebenton des Spottes mitklingt oder ob es einfach befreiend den Unterricht für einen Augenblick unterbricht. Solche Gelegenheiten sind übrigens selten, und auch dies ist dann anders, als wenn der Spott jede sich bietende Gelegenheit benützt.

Endlich muß aber auch noch unterschieden werden zwischen eben dem gewöhnlichen, geißelnden, brennenden, schmerzenden Spott und einem solchen, der gutmütig, wohlwollend, ja fein und zart sein kann. Solche Unterschiede merkt auch das Kind und wird sich dann auch entsprechend einstellen. Der feine und wohlwollende Spott in der Erziehung ist ein Mittel gleich einem feinen Instrument, dessen Handhabung eine geschickte und geübte Hand verlangt, und es bedarf des einsichtigen und erfahrenen Erziehers, diese Art des Spottes zu geeigneter Stunde zu verwenden.

Leider gibt es nun nicht nur unter den Lehrern und Lehrerinnen, sondern auch bei Vätern und Müttern Spötter und

Spötterinnen. So sehr es am Plage sein mag, gelegentlich mit einem Scherz dies oder jenes Vorkommnis zu übergeben, vielleicht gewissermaßen für den Vorgang der Erziehung zu erledigen, so unangebracht ist es, ein Kind zu verhöhnen und damit gleichzeitig lächerlich zu machen: Weil es im Haushalt irgend etwas ungeschickt anpackt, weil es beim Kochen die Milch übergehen, weil es beim Abwaschen einen Teller fallen ließ, weil es beim Schuhputzen zuviel Wachs aufstreicht, weil es — nun, weil es irgend etwas noch nicht kann oder noch nicht weiß. Denn auch solche Dinge wollen eben auch zuerst erlernt sein.

„Du nimmst den Besen ja wieder einmal in die Hand wie den Federhalter!“ meint die Mutter, nimmt ihn dem Töchterchen aus den Händen und ahmt übertreibend dessen falsches Stubenwischen nach.

„Benimm dich doch nicht wie ein Erstklähler! Nicht einmal einen Nagel kannst du einschlagen!“ sagt der Vater zu Werner, der sich vergeblich müht, einen Nagel zu befestigen. „Nimmst der dumme Junge den Hammer statt hinten am Stiel ganz vorne in die Hand!“ Durch den höhnischen Ton, durch nachahmende Gebärde wird der vielleicht gut gemeinte Tadel zum verlegenden Spott.

Am schlimmsten wirkt sich die Gewohnheit zu spotten aus, wenn es sich um irgendwelche Schwächen oder Gebrechen handelt. Leider kommt es ja immer wieder vor, daß ein Stotterer ausgelacht oder sogar nachgeahmt wird. Wenn dies auch von Seiten der Erzieher selten der Fall sein wird, so gibt es doch genügend Kameraden gleichen Alters, die ein Gebrechen zur Zielscheibe ihres Spottes machen. Unwissenheit, Herzlosigkeit und sagen wir ganz ruhig Dummheit mögen so etwas erklären. Sie entschuldigen es aber nie.

Spott vertragen auch Erwachsene selten gut. Es braucht schon einen überlegenen Geist, um in ruhiger Weise eine spöttische Bemerkung ohne weiteres hinzunehmen, vor allem dann, wenn sie einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt. Man fühlt aus dem Spott heraus stets das Vergnügen des anderen, sich lustig machen zu können. Wer dann nicht schlagfertig mit gleicher Münze zurück zu zahlen vermag, wird das Gefühl der Herabminderung nicht los.

Mit gleicher Münze zurückzahlen kann aber nur, wer dem Spötter im Alter ungefähr ebenbürtig ist, also der Erwachsene dem Erwachsenen, das Kind dem Kinde. Sobald ein Lehrer den Spott seinen Schülern gegenüber anwendet, oder der Vorgesetzte gegenüber dem Untergebenen, mißbraucht er seine durch sein Amt ihm zustehende Vorzugsstellung und die ihm dadurch zukommende Gewalt. Lehnt sich dann ein Schüler gegen den Spott auf, so führt dies in den meisten Fällen zu mehr oder weniger schweren Konflikten wie übrigens auch dann, wenn ein Untergebener in militärischer oder ziviler Stellung sich nicht gefallen läßt, wenn er von seinem Vorgesetzten verhöhnt wird.

Hüten wir uns daher als Lehrer, als Eltern und als Vorgesetzte vor dem Spott. Wir bewahren damit unsere uns anvertrauten Kinder oder Schüler oder Untergebenen vor viel Unangenehmem, vor Leid und vor allem davor, wehrlos dazustehen. Spott und Hohn sind in keinem Falle Hilfsmittel für die Erziehung. Mit Heiterkeit, wie sie in jeder Schulstube, in jedem Elternhaus herrschen sollte, hat dies keinen Zusammenhang.

„Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.“ sagt Jean Paul. Hohn, Spott, Satire und Ironie aber sind Gift, vor allem Gift für ein junges Menschenkind. R.

Der Marcuard-Flügel an der Theodor-Kocher-Gasse Nr. 6

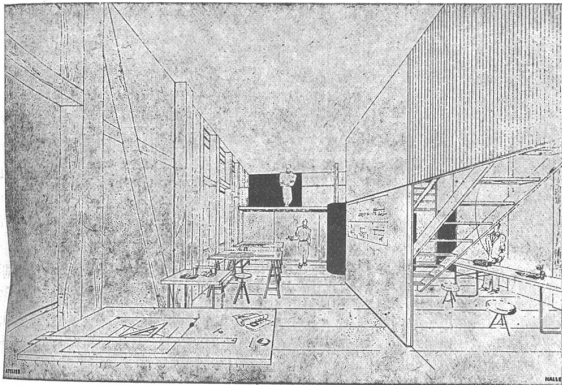
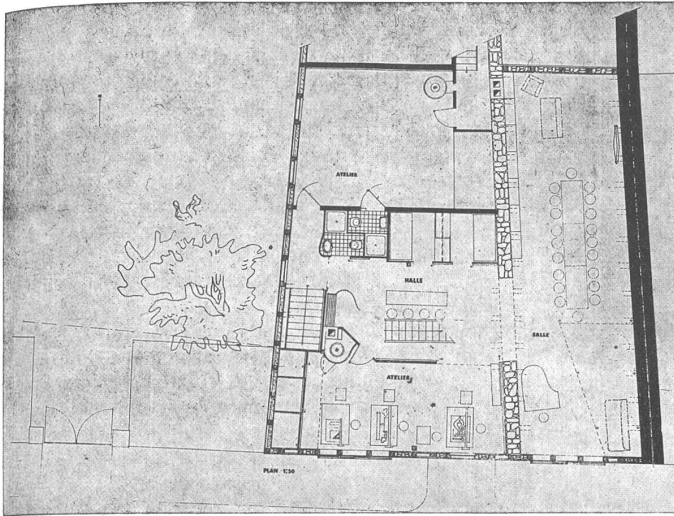
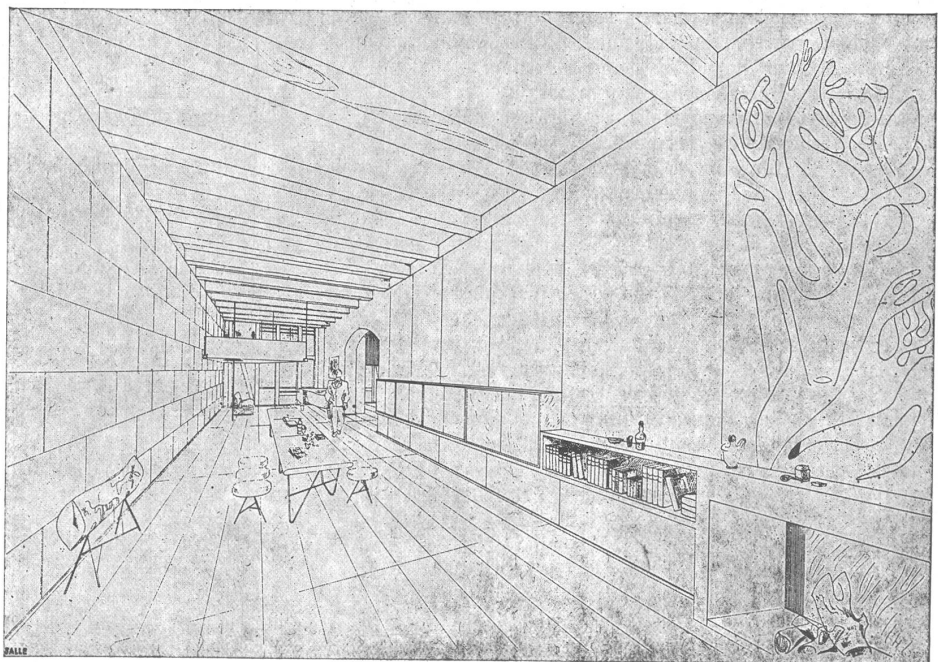


Bild oben: Der interessante Grundriss des Dependenzgebäudes Theodor-Kocher-Gasse Nr. 6 mit den grossen Räumen A, B und C und der Halle mit der Privatbar.

Bild mitte: Raum A, das Arbeitsatelier mit Soupenre im Hintergrund und Durchblick in die Halle.

Bild unten: Raum B, das Wohnatelier, 4,5 m breit, 14 m tief und 4,5 m hoch, mit der Wand aus Bruchsteinquadern und der massiven Holzbalkendecke.



Als ich eines Tages mit meinem Kollegen Charles Geiser vis-à-vis des Palace-Hotel Bellevue im kleinen Dependenzgebäude des Marcuard-Gutes, oben auf der Stiege des Obergeschosses stand und Einblick in die Räume hatte, die hinter einer unscheinbaren Fassade der Theodor-Kocher-Gasse verborgen liegen, sah ich mich in meinen Erwartungen keineswegs enttäuscht. Im Gegenteil, die ganz ungewohnten Raumdimensionen und -Proportionen müssen jeden überraschen und erinnern in dieser Form sogar an Ritteräle in einzelnen unserer Schlösser. Wie mir geschah, mühte allen Besuchern dieser Räume dieselbe Frage auf der Zunge liegen: „Muß es so sein, daß solche so seltene Räume bloß zu Magazinzwecken recht sein sollen?“ Wo doch ein paar Kratzenstöße, eine Maurerkelle, einige Hobelzüge, dosiert placierte Pinselstriche und der simple Einbau einer sanitären Anlage mit Dusche genügen würden, um den raren Boden im Zentrum der Stadt für den Wohnzweck zurückzuerobern: Was Erfüllung eines märchenhaft schönen Wunsches bedeuten würde, wenn — kein Wunder — diese Liegenschaft aus schmerzlich naheliegenden Gründen nicht auf der Expropriationsliste eingetragen wäre. Und alle in seltenen Rahmen planierte Absichten müssen deshalb abziehen wie Seifenblasen, an deren Oberfläche man die schönsten Dinge glitzern sieht, Reflexe legendär anmutender Interieurs des heute noch verkörperten „Luftschlosses“ an der Theodor-Kocher-Gasse Nr. 6.

Werner Hauser, Bern.

Planstudien Charles Geiser, Bern.